

dermahlen aber ist es ein wolerbaute Schwaig / dessen Nutzung hauptsächlich im Feldbau / Garten Gewächs / Geflügl= vnd Vichzügl besteht. Churfürst Ferdinand Maria hat besagte Hofmarch Anfangs erkaufft / vnd dann Ihro Durchl. Frauen Gemahlin Adelheid in die Kindbeth verehret. In dem Schloß seynd theils Zimmer vnd der schöne Saal mit Mahlereyen von allerhand Geschichten eingerichtet; die Capell aber hat zur Schutz= Patronin St. Maria Magdalena / an dero Festtag allhier jährlich auß München vnd anderwärts her grosser Zue= lauff ist. Die Gafnerische haben diß Orths / neben einem gestüfften Jahrtag / vnd gewisser Spendt= Auftheilung / auch ihr Begräbnuß.«  
Die Wittelsbacher blieben von 1663/64 an im Besitz des kurfürstlichen, dann königlichen Schlosses Nymphenburg mit der angeschlossenen Schwaige gleichen Namens, dem letzten Rest einer alten Bauernsiedlung auf der Menzinger Heide. Über die gerichtliche Stellung wurde 1779 bemerkt, daß Nymphenburg ein landgerichtlicher Ort sei, »doch gehören die im Zirkel liegenden Häuser unter das löbliche Obristhofmeisteramt München.« Dieses übte die niedere Gerichtsbarkeit über die Hofbediensteten aus. Dachau hatte hier nichts dreinzureden.<sup>23</sup>

Anmerkungen:

<sup>1</sup> P. Romuald Bauerreiß: Die katholische Pfarrei von Nymphenburg und ihre Geschichte. In: 1664–1964 Nymphenburg. Offizielle Festschrift. Hrsg. v. Kulturreferat der Landeshauptstadt München, zusammengestellt von Hanns Vogel. Hier S. 28, Anm. 1.

- <sup>2</sup> A. Weißthanner: Die Traditionen des Klosters Schäftlarn. München 1953, S. 311.  
<sup>3</sup> J. A. Schmeller: Bayerisches Wörterbuch. 2. Bd., Nachdruck Aalen 1973, Spalte 1244.  
<sup>4</sup> Bauerreiß 28, Anm. 2.  
<sup>5</sup> Ebenda 30.  
<sup>6</sup> Ebenda. Bauerreiß bezieht sich auf Mon. boic. XX, S. 185.  
<sup>7</sup> F. Schnell: Orts- und Pfarrgeschichte von Münsing 740–1400. Münsing 1966. Der Autor bezieht sich auf S. 209 auf die Beuerberger Klosterurkunde Nr. 56.  
<sup>8</sup> Wie Anm. 6.  
<sup>9</sup> P. Fried: Die Landgerichte Dachau und Kranzberg. HAB, Altbayern 11/12, München 1958, S. 68.  
<sup>10</sup> Fried 69, Anm. 3.  
<sup>11</sup> BayHStA, Kurbayern, Geh. Landesarchiv 1029, S. 36.  
<sup>12</sup> StAM, früher GLW 8a, neu B 63.  
<sup>13</sup> M. Schattenhofer in ZBLG 30 (1975) 893.  
<sup>14</sup> H. Lieberich MAO 795/23.  
<sup>15</sup> Bauerreiß 30.  
<sup>16</sup> H. Günter: Das Bayerische Landrecht von 1616. München 1969, S. 132 ff.  
<sup>17</sup> H. Horn u. W. Karl: Neuhausen, Hrsg. v. Richard Bauer, München 1989, S. 15. – Siehe Georg Mooseder: Der Edelsitz zu Neuhausen. Amperland 28 (1992) 420 f.  
<sup>18</sup> W. Krämer: Geschichte der Gemeinde Gauting einschließlich der Hofmarken Fußberg und Königswiesen nebst Grubmühle, Reismühle und Gemeinde Stockdorf sowie der Schwaige Kreuzing und Pentenried. Gauting 1949, S. 337.  
<sup>19</sup> Fried 69.  
<sup>20</sup> Bauerreiß 33.  
<sup>21</sup> H. Horn u. W. Karl: Neuhausen, S. 11.  
<sup>22</sup> Michael Wening: Historico Topographica Descriptio. München 1701, S. 48.  
<sup>23</sup> Fried 68.

Anschrift des Verfassers:

Georg Mooseder, Bad-Berneck-Straße 3, 8000 München 90

## Im Diözesanmuseum Freising hängt eine der ältesten Glocken Deutschlands

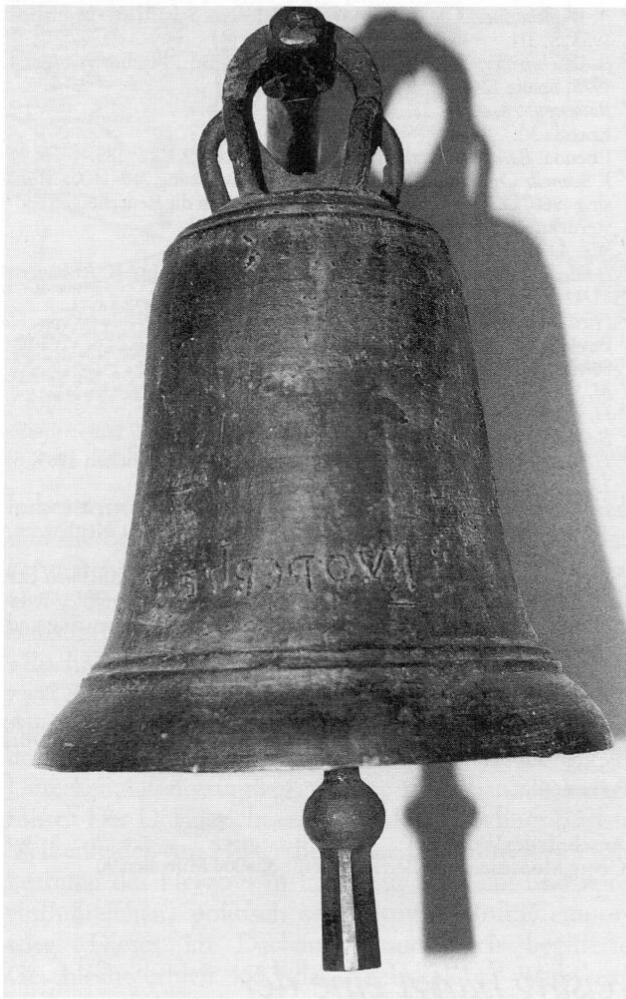
Von Dr. Georg Brenninger

Während bei barocken Skulpturen kaum Signaturen zu finden sind, die uns den Künstler nennen – weshalb die vielen Zuschreibungen (möglich oder) vonnöten sind –, haben wir es bei den Glocken wesentlich einfacher. Seit der 2. Hälfte des 15. Jahrhunderts ist es üblich, daß sich die Glockengießer mit Namen und Jahreszahlen verewigen. Dies erleichtert uns die Zusammenhänge der Werkstätten an den einzelnen Rentamtssitzen zu belegen. Den ersten Überblick über die Glocken unserer oberbayerischen Heimat gab Pfarrer Matthias Seeanner 1913<sup>1</sup> Leider gibt diese einzigartige und mühsam (im wörtlichen Sinn) erarbeitete Quelle heute nicht mehr den aktuellen Stand wieder, weil in jedem der beiden Weltkriege staatliche Glockenbeschlagnahme den historischen Bestand stark schrumpfen ließ, ja die Glocken des 19. Jahrhunderts fast gänzlich ausrottete.

Wie gesagt, ab 1450 sind die Glocken meist von ihren Gießern »unterschrieben« worden. Glocken vor dem 15. Jahrhundert allerdings stehen aber fast immer ohne Meisternamen da. Hier helfen meist nur mehr stilistische Eigenheiten – wie die Gußformen (Bienenkorb-, Zuckerhutform) sowie paläographische Feinheiten (romantische Schrift, gotische Minuskeln bzw. Majuskeln der Evangelistennamen oder liturgischer Zitate). Seeanner hatte seinerzeit gewöhnlich solche Glocken als »sehr alt«

bezeichnet und damit als mittelalterlich eingestuft. So wäre es nun in der Glockenforschung an der Zeit, unsere ältesten Glocken genauer zu bestimmen; nur sind wir in Altbayern mit einem Spezialwerk wie dem Deutschen Glockenatlas noch nicht beschenkt worden, denn der geographisch nächstgelegene Beschreibungsband von Frau Sigrid Thurm bezieht sich nur auf Schwaben.<sup>2</sup> Die bisherige, sich auf die Anfang unseres Jahrhunderts durchgeführte staatliche Inventarisierung der Kunstdenkmäler Bayerns stützende Literatur sah die Glocke von Iggenbach (1144 datiert) und die (heute im Altarraum) in Gilching befindliche und in die Zeit um 1180 angesetzte Glocke als die ältesten Bayerns an.

Eine weitere »sehr alte« Glocke hängt seit 1974 im Diözesanmuseum Freising und ist eine Leihgabe der Filialkirche Lindum bei Dorfen (Lkrs. Erding). Seeanner schrieb seinerzeit lediglich, sie »hat nur eine aus 8 Buchstaben (Majuskeln) bestehende Inschrift, die schwer zu enträtseln sein dürfte« und enthielt sich einer Datierung.<sup>3</sup> Erst Sigmund Benker erkannte das hohe Alter und berichtete erstmals 1984 über deren Bedeutung, vor allem wegen der spiegelbildlich zu lesenden, reliefhaft mitgegossenen Mantelinschrift »RVOPERHT«, weil er in Urkunden des Klosters Herrenchiemsee für die Zeit um 1135 einen »Roudbertus campanarum fusor«



Im Diözesanmuseum Freising hängt eine der ältesten Glocken Deutschlands, die wohl in der 2. Hälfte des 12. Jahrhunderts gegossen wurde.

Foto: Dr. Georg Brenninger, Schröding

erwähnt fand<sup>4</sup> Ihm schrieb er die Lindumer Glocke zu, wobei er meinte, sie könnte früher in der Pfarrkirche zu Oberdorfen gehangen haben und wäre »dann die älteste datierbare Glocke in Deutschland«.<sup>5</sup> Für die Ausstellung 1985 in Köln schrieb Peter Steiner den Katalogtext und wies bereits auf die Möglichkeit eines Gießernamens, aber auch auf die legendäre Zurückführung der Dorfner Wallfahrtsgeschichte auf den hl. Bischof Rupert hin.<sup>6</sup> Nach der Kölner Ausstellung wurde die Lindumer Glocke auch auf der Ausstellung »Das Reich der Salier« 1992 in Speyer gezeigt und dort von Hans Drescher (Hamburg) neu bestimmt. Seine technischen Daten: Durchmesser 35,1–35,5 cm, Höhe Glockenkörper 35 cm bzw. Gesamthöhe 46,5 cm, Durchmesser der Kronenplatte 12,3–12,5 cm, Wandstärke von oben nach unten 7–8–11 cm. Schlagringbreite 2,8 (3) cm. Drescher übernimmt die Ansicht Benkers, daß der eingeritzte Name ein Gießernamen ist, sagt aber, ohne diese Hypothese »müßte die Glocke jünger angesetzt werden, denn vor der 1144 datierten von Iggenbach bei Deggendorf wird sie nicht gegossen worden sein. Außerdem wurde sie . . . nicht mehr auf alte Weise nach einem Talg/Wachsmo-  
dell, das ausgeschmolzen werden mußte, hergestellt, sondern es wurde das Mantelabhebeverfahren angewendet. So konnte der Gießer seinen Namen in die Formwandung ritzen. Auch das Profil des Schlages und die sich nach oben gleichmäßig verjüngende Wandung zei-

gen, daß hier eine entwickelte jüngere Glockenrippe vorliegt . . . Wie die mit dem Meißel grob bearbeitete, um die Krone verlaufende Naht zeigt, wurde die Kronenform, wie bei jüngeren Formverfahren üblich, gesondert gefertigt«. Drescher setzt unsere Glocke aus diesen Gründen »auf Grund typologischer Überlegungen (Rippe geschwungen und von wechselnder Stärke) nach der steilwandigen Glocke von Iggenbach wohl in die Mitte bis zweite Hälfte des 12. Jhs.« an, in der Randprofilierung ähnlich einer Glocke aus Salzburg, die wohl Anfang des 13. Jahrhunderts gegossen worden ist.<sup>7</sup>

Nach dieser zeitlichen Neubestimmung darf aber auch gefragt werden: Kann »RVOPERHT« überhaupt eine Gießernangabe sein, wo dies doch vor Mitte des 13. Jahrhunderts völlig unüblich, ungebräuchlich, ja vielleicht sogar unschicklich (aus bescheidener Unterordnung) war, den Meisternamen wiederzugeben? Wenn für Glocken vor der Mitte des 15. Jahrhunderts Inschriften vorliegen, dann sind es doch fast nur in der Liturgie gebräuchliche Texte, nämlich Evangelistennamen oder Gebetsanfänge, wie das gerne zitierte »Ave Maria gratia plena«, selten Stifterinschriften. So darf hier die Hypothese angemeldet werden, nämlich – statt des vermuteten Gießernamens Ruodbert aus dem Bereich von Herrsching am Starnberger See wegen der neuerdings aus stilistischen Gründen veränderten Datierung in die 2. Hälfte des 12. Jahrhunderts – in der Glockeninschrift »RVOPERHT« eine Patronatsnennung, nämlich den hl. Rupert vor uns zu haben.

Der hl. Rupert wird seit dem Einsetzen der lokalen Quellen für die Kirchengeschichte Dorfens mit diesem Ort in Beziehung gebracht. Und in der Tat wissen wir heute, daß Dorfen aller Wahrscheinlichkeit nach das lang gesuchte »Turum« an der wichtigen Römerstraße vom Inntal über »Poens oeni« nach Regensburg ist<sup>8</sup> – und warum sollte der hl. Rupert auf dieser »Schnellstraße«, die später auch der hl. Wolfgang benutzt hat, nicht auch durch Dorfen gekommen sein? Man kann hier einwenden, daß die heutige Bezeichnung des Ruprechtberges in Dorfen (mit seiner in der Barockzeit weitbekannten Wallfahrt) im Mittelalter nicht belegt ist. Daraufhin kann entgegnet werden: Zum einen haben wir aus jener Zeit keine kirchengeschichtliche Quelle für Dorfen, zum andern: Warum sollte dieser Platz auch belegbar sein, wenn am Kirchplatz kein Grund und Boden getauscht wurde und somit kein Anlaß für eine Urkundenausstellung gegeben war?

Die Aufstellung von Hypothesen bedeutet letztlich: Die Glocke birgt noch manches Rätsel, das wohl nie gelöst werden kann. 1941 wurde sie in Lindum für Kriegszwecke vom Turm genommen und nach Hamburg verfrachtet. Seitdem hatte sie einen Sprung, der nunmehr geschweißt ist, aber den Klang beeinträchtigt (Glockenschwengel ist ebenfalls neu). Fest steht jedenfalls, daß wir im Diözesanmuseum Freising eine der ältesten Glocken Deutschlands besitzen, eine kostbare Seltenheit, die mindestens 800 Jahre lang die Gläubigen zum Gebet aufgefordert hatte.<sup>9</sup>

Anmerkungen:

<sup>1</sup> Matthias Seeanner: Die Glocken der Erzdiözese München und Freising (= Beiträge zur Geschichte, Topographie und Statistik des Erzbistums München und Freising 11), München 1913.



<sup>2</sup> Deutscher Glockenatlas: Bayerisch Schwaben, bearb. von Sigrid Thurm, München-Berlin 1967.

<sup>3</sup> Seeammer 42. Die Lindumer Glocke ist weder im Kunstdenkmälerband noch im 1990 erschienenen Dehio-Band erwähnt.

<sup>4</sup> Monumenta Boica 2 (1764) 298.

<sup>5</sup> Diözesanmuseum Freising. Christliche Kunst aus Salzburg, Bayern und Tirol 12. bis 18. Jahrhundert (= Diözesanmuseum für christliche Kunst des Erzbistums München und Freising, Kataloge und Schriften 2), Freising 1984, S. 188.

<sup>6</sup> Peter Steiner: (Art.) Glocke von Lindum, in: (Ausstellungskatalog) Ornamenta Ecclesiae, Köln 1985, I/483 (C 57).

<sup>7</sup> Hans Drescher: (Art.) Glocke, in: (Ausstellungskatalog) Das Reich der Salier 1024–1125, Sigmaringen 1992, S. 419 (Nr.3).

<sup>8</sup> Georg Brenninger: Die Kirchen der Pfarrei Dorfen (= Schnell, Kunstführer 65), München – Zürich 3. Aufl. 1990, S. 3.

<sup>9</sup> Laut Drescher sind folgende Glocken Deutschlands älter als die im Freisinger Diözesanmuseum befindliche Glocke: Haithabu bei Schleswig, 10. Jh.; Augsburg – Dom, zwei Glocken um 1075; Graitschen bei Jena (jetzt im GNM Nürnberg), um 1100; Theißen bei Weissenfels, 1. Hälfte 12. Jh.; Iggenbach bei Deggendorf, 1144; Elsdorf bei Köthen, Mitte 12. Jh.; Auburg bei Diepholz (jetzt in Bremen), Mitte 12. Jh.

Anschrift des Verfassers:

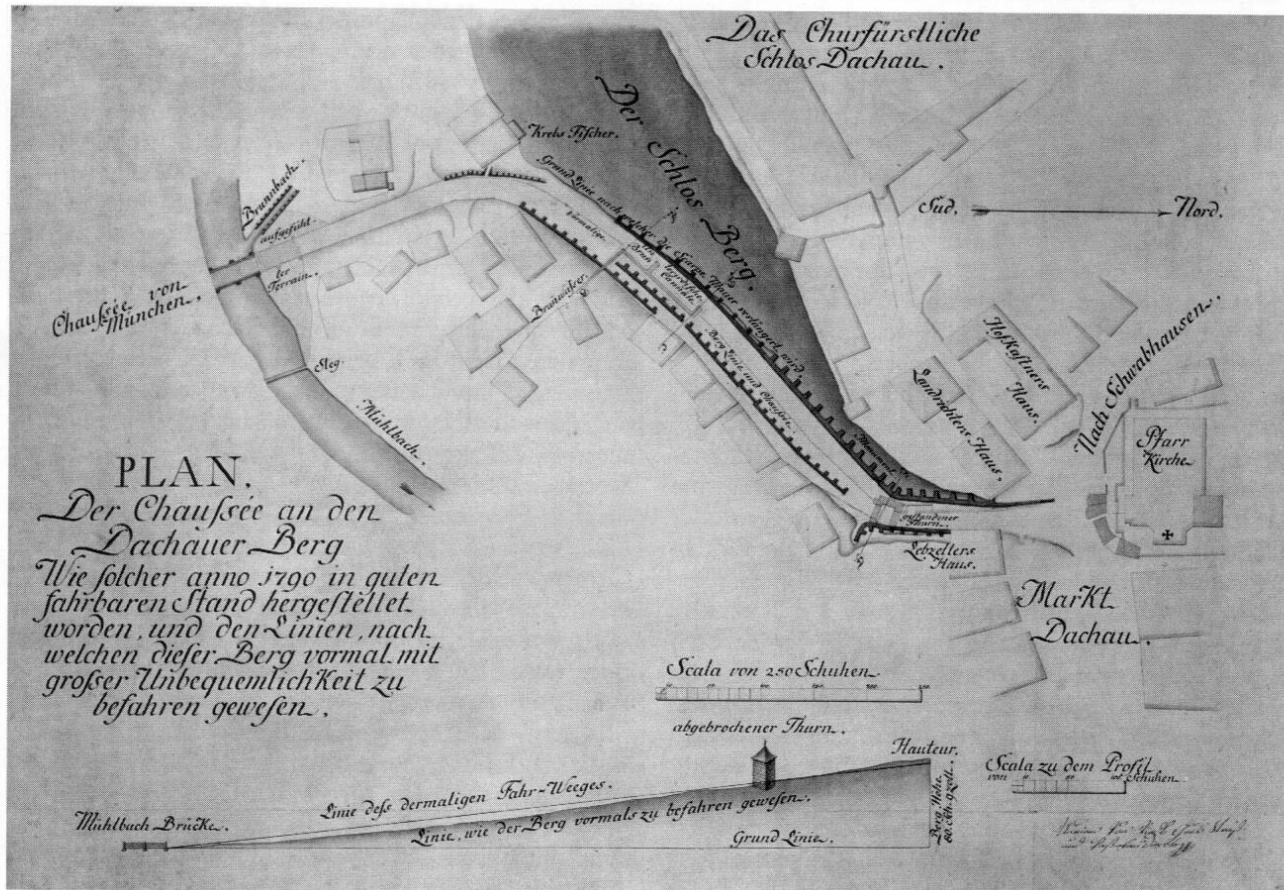
Dr. Georg Brenninger, Schröding 16, 8251 Kirchberg

## Totenkerker, Ölbergkapelle und Prölsenkapelle (Heiliggrabkapelle) in Dachau

Von Dr. Gerhard Hanke

Im Dachauer Bezirksmuseum befindet sich in dem Raum, der die Entwicklung von Dachau verdeutlicht, u. a. der Originalplan des kurfürstlichen Straßenbauemeisters Adrian von Riedl (1746–1809) für den Ausbau der Karlsbergstraße aus dem Jahre 1790. Bei der Pfarrkirche St. Jakob ist darauf noch die das Pfarrgotteshaus umfassende alte Friedhofsmauer eingezeichnet. Innerhalb dieses »Freithofes« sieht man auf der Südseite eine weitere, schwer deutbare Linie. Es handelt sich dabei nicht um eine zweite innere Mauer, sondern offensichtlich nur um einen den Höhenunterschied auf dem Friedhof ausgleichenden Podest.

Vor dem südlichen Haupteingang des Gotteshauses war die Friedhofsmauer durch ein breites Gatter durchbrochen. Östlich daran schlossen sich zwei schmale längliche Bauten mit abgeflachten Apsiden an: die Prölsenkapelle und die Ölbergkapelle. Zwischen letzterer und dem Pflasterzollhaus befand sich wiederum ein Zugang zum Friedhof, der jedoch nur eine schmale Gasse mit einem türartigen Mauerdurchbruch bildete. Am südöstlichen Eck des Friedhofes stand schließlich das sogenannte Lughäusl, das sich in den Quellen vielfach auch unter der Bezeichnung Lochhäusl findet. Prölsenkapelle, Ölbergkapelle, Zollhäusl und Lughäusl wurden



Ausbauplan des Dachauer Karlsberges von Adrian von Riedl, 1790. 51,5 x 72 cm.

Museumsverein Dachau e. V., Inv.-Nr. A-D-K 1.